

Von Katharina V. Haderer ist bereits folgender Titel bei Knaur erschienen:
Das Schwert der Totengöttin

Über die Autorin:

Katharina V. Haderer wurde 1988 geboren und schreibt seit ihrer Kindheit fantastische Romane. Nach ihrem Studium der Germanistik veröffentlichte sie erste Bücher als Selfpublisherin und im Drachmond-Verlag. Neben dem Erfinden von fantastischen Welten ist sie aktive Pfadfinderin und begeistert sich für Geschichten, die abseits der üblichen Wege verlaufen. Sie lebt mit ihren beiden Katzen in Niederösterreich.

**Katharina V.
HADERER**

**Der Garten der
schwarzen Lilien**

ROMAN

KNAUR 

Besuchen Sie uns im Internet:

www.knaur.de

Facebook: <https://www.facebook.com/KnaurFantasy/>

Instagram: @KnaurFantasy



Originalausgabe Februar 2020

Knaur Taschenbuch

© 2020 Knaur Verlag

Ein Imprint der Verlagsgruppe

Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur
mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Redaktion: Catherine Beck

Covergestaltung: Guter Punkt, München

Coverabbildung: Guter Punkt, Kim Hoang unter Verwendung von:

Vladimir Zapletin/GettyImages, Tuba Acik/GettyImages,

Siri Stafford/GettyImages, Lyotta/shutterstock,

Irina Zakrevskaya/shutterstock, Gumroad

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-52526-5

2 4 5 3 1

*Dieses Buch widme ich den Männern,
die meinem Ratschlag aus Band eins gefolgt sind.*

III

MIRAGE

I

»Papa?«

»Nenn mich nicht so.«

»Dieser Mann ... er tut mir weh.«

»Dir werden noch zahlreiche Männer wehtun, mein Kind.«

»Er macht mir Angst.«

»Angst wird ein Teil von dir bleiben, Kind. Sie werden dir Angst machen. Du wirst Angst haben. Du wirst ihnen Angst machen. Das ist der Kreislauf deiner Natur. Dem Menschen ist vorgegeben, den Tod zu fürchten.

Streck deine Hand aus, Mirage. Wir müssen beginnen.«

Er war der Herrscher ihres Universums. Sein Wort war Gesetz. Also löste Mirage die Arme aus dem Knoten, den sie vor ihrer Brust geschaffen hatte. Es gelang ihnen ohnehin kaum, ihre Atemzüge einzusperren. Ihr Herz hämmerte gegen den Brustkorb, zerbrechlich wie ein Vögelchen, so hatte die Tatie, die Köchin, stets gesagt.

Die Augen geweitet, starrte sie auf die Würmer, die sich im Kerzenlicht dehnten und zusammenzogen. Der Medicus erschien stets bei Kerzenschein. Er kam und ging, bevor Kafrit hinter dem Horizont hervorstieg. Das war seine Zeit und ihre ebenfalls. Sie hasste diesen Mann, sein drahtiges Haar, das hässliche Grinsen, die schimmernenden Würmer, die er aus Tongefäßen zog und die sich an ihr labten. Und doch kannte sie das Zittern seiner gespaltenen Oberlippe besser als das Lächeln ihres eigenen Vaters.

Sie löste die Faust und streckte die Hand aus. Ihre Finger bebten.

Sie wünschte sich, dass Bhaaltazar sie ergriffe. Braunschwarze Würmer mit kreisrunden Mündern verbissen sich in ihre Haut. Die Egel gaben einen Stoff ab, so Bhaaltazar, den er ebenfalls in der Alchemie verwendete und der die Schmerzen dämpfte. Dennoch ekelte es sie.

Bittend blickte sie zu ihrem Vater empor. Er schien das Flehen darin nicht zu bemerken, sah sie ja nicht einmal an, bloß die Egel, die sich zwischen den Fingern des Alten wanden. Sein Gesicht blieb unberührt, als hätte das Leben alle Gefühle aus seiner Visage geprügelt. Oft fragte sie sich, wie ihre Mutter ausgesehen hatte. Was sie von ihr bekommen hatte, außer einem Fluch, der sich nicht brechen ließ.

»Ich habe die Egel in dem Alchemikum gebadet, wie von Euch angewiesen, Maître.« Der Medicus spitzte den Mund wie eine Totentrompete. Dabei dehnte sich die Spalte an seiner Nasenrille und entblößte gelbe Zähne und zurückgezogenes Zahnfleisch. Mirage fragte sich, wie sich ein Mann um den Tod in ihren Adern kümmern sollte, wenn er sich selbst dermaßen verwahrlosen ließ.

Bhaaltazar antwortete nicht. Die Tatie, die Köchin, hatte den Ritualen seit geraumer Zeit nicht mehr beigewohnt. Angst spross in ihren Augen, sobald sie Mirage in den stillen Gängen begegnete, im Herzen des Hauses, wo bloß das Alter regierte. Ihr Lächeln blieb flüchtig wie der Flügelschlag einer Motte. Dann war sie davon. Ihre Tatie – Tante. Die einzige Mutter, die sie gehabt hatte. Nicht per Blut, sondern per Taten. Du bist nicht länger ein Kind, hatte sie gesagt. Hoffentlich wirst du nichts anderes. Eine Koschtschei, sagen sie. Eine Herrscherin über die Untoten.

Mirage fragte sich, was sich geändert hatte.

»Heul nicht, Mirage. Das ist deiner unwürdig.«

Sie wisperte: »Bitte verzeihen Sie.«

»Um Verzeihung bitten ausschließlich Narren. Keiner kann seine Taten ungeschehen machen. Wenn du etwas verändern möchtest, mach es das nächste Mal besser.«

Der Medicus grinste sie an. Sie hasste seine Zähne, durch deren Enden sie hindurchsehen konnte wie durch eine hastig zusammengesammelte Palisade.

»Tut doch kaum weh?« Mirage glaubte nicht, dass ihn die Wahrheit interessierte. Sie glaubte auch nicht, dass jemand verstünde, wie viele Schattierungen Schmerz sie kannte. Einst hatte sie sich beim Spielen mit anderen Kindern den Arm gebrochen. Oder waren es die Kinder gewesen, die ihn ihr gebrochen hatten? Welchen Unterschied machte es! Mehrere Tage waren verstrichen, bis jemand darauf aufmerksam geworden war. Nicht Bhaaltazar natürlich. Die Tatie, die nun keine mehr war. Weil Mirage die Schmerzen in ihrer Varianz kannte und ein gesplitteter Knochen lächerlich schien im Vergleich zu dem, was sie durchzustehen hatte, um nicht zu dem Monstrum zu werden, das Tatie fürchtete.

»Tut doch kaum weh, he?«, wiederholte der Medicus, während sie ihn mit blanken Augen anstarrte. Er wollte ihre Versicherung, weil er sich gewiss war, die ihres Vaters niemals zu erlangen.

»He, he?«

Sie nickte. Ungenügend. Seine Augen durchforschten sie. Er war sich seiner Medizin selbst nicht sicher und suchte ihre Bestätigung. Sie lächelte. Menschen mochten es, wenn sie lächelte. Es war ein seltenes Geschenk. Oder eine Ablenkungsmethode.

Die Würmer krümmten sich an den Linien, die sich durch ihre Arminnenseite wanden. Purpurne Flüsse, an denen sie sich labten. Ihr Kopf fiel zurück, schlug hart gegen den Stuhl, als das Feuer entflammte. Feuer in ihren Venen. Kein wärmendes Herdfeuer, über dem flaumiges Brot buk. Totenfeuer. Heiß-kalte Flammen, die durch ihre Adern leckten wie in den sieben Höllen des Rachegotts Holler. Sie dämpfte einen Überraschungslaut, doch Bhaaltazars Missbilligung schwebte über ihr, ein Baldachin, ein Firmament, das aus Verachtung bestand. Sie presste die Lippen zusammen. Es war zu spät – er hatte es bemerkt. Wie lächerlich klein sie war. Ein Wesen der

Nacht, eine Gefahr für die Welt, die darüber jammerte. Sie war das Monstrum, das durch diese Villa geisterte und sich dabei erdreistete, Schmerzen zu zeigen.

»Es scheint zu wirken«, wisperte der Medicus.

Bhaaltazar schwieg. Denn sie beide wussten, dass Erfolg eine Illusion war, der sie sich nicht hingeben konnten. Ein flehender Blick entrang sich ihr, ohne dass sie ihn abzuschirmen fähig war. Papá, formten ihre Lippen. Er selbst nannte sich Bhaaltazar und ließ nichts anderes zu.

»Papá, wann wird das ein Ende haben?«

»Nif hat es begonnen. Nur du kannst es beenden.«

Der Medicus unterbrach sie. »Woran haben sich die Egel gelabt? Sie schienen sich zu stärken! Selbst jene, die sich stumm am Boden des Gefäßes krümmten, fanden zu zuckendem Leben zurück!«

Bhaaltazar blieb das Firmament über ihr. Seine Ohrringe und das Augenweiß stachen hervor wie Sterne in der Nacht. »Meine Tochter ist von Nif geküsst. Also kann nur Gäga, die Lebensspenderin, sie retten.«

Mirage starrte auf den Wurm, der sich an ihrer Armbeuge streckte und wieder zusammenzog. Sie stellte sich vor, wie er sein Knochengebiss auseinanderriss, um damit durch ihre Haut zu schlagen. Er tat es nicht aus Boshaftigkeit. Es war schlicht sein Instinkt, seine zwanghafte Natur. Wie Bhaaltazar ihr stets eingebläut hatte, dass es ihre Natur sein würde, sich eines Tages dem Leben zu verschließen. Sie würde alles tun, um dagegen anzukämpfen. Sie würde heilen, nicht töten. Sie würde ...

Ein Grunzen erstickte in ihrem Hals. Ihr Leib entzog ihr die Kontrolle. Sie bäumte sich auf, ihre Kehle bog sich durch, ihr Mund brach auf, und mit aller Gewalt hielt sie den Schrei zurück. Gleißende Hitze strömte durch ihre Adern – an ihren Armen, an ihren Beinen, als flößten ihr die Egel etwas ein, das ihren Leib nicht berühren durfte. Gift. So müssen sich die Gifte anfühlen, die Bhaaltazar braut.

Kenne deinen Feind.

»Reiß dich zusammen«, knurrte Bhaal. »Es muss so sein.«

Ihre Zunge bewegte sich, auf und ab, hin und her, als wäre sie selbst einer der feuchten Blutegel. Sie hätte den Schrei selbst dann nicht ausstoßen können, hätte sie gewollt, denn das Feuer flammte in ihr Herz, wo es wie Glut in einer Esse gegen ihren Brustkorb drückte.

»W-Was ...?«, stotterte der Medicus. Er sprang von seinem Schemel. »Das ist noch nie passiert!«

Bhaaltazar blieb ihr Himmel. Ein Himmel, dem man es nie recht machen konnte, ob man nun stumm blieb oder schrie.

»Es muss so sein«, sagte er.

Sie wand sich auf ihrem Stuhl.

Es muss. »P-Papá ...«, hechelte sie. »E-Erzähl mir eine Geschichte.« Es schüttelte sie durch.

Die Missbilligung blieb, doch er fragte: »Welche Geschichte?«

Der Atem entkam ihr in einem Keuchen. Ihre Füße bogen sich durch. »Nifs Rückgrat«, presste sie hervor. »Erzähl mir, wie Nif ihr Rückgrat verlor.«

2

Das Rascheln von Seide begleitete Mirages abruptes Erwachen. Instinktiv erstickte die Alchemistin das Grunzen, das sich aus ihrer Kehle winden wollte. Sie schrie nicht mehr bei Angst oder Schmerz. Irgendwann hatte sie beschlossen, dass ihre Stimme eine Waffe sein sollte, kein Eingeständnis ihrer Schwäche.

Ihr Oberkörper glühte, Schweiß hatte sich zwischen ihren Brüsten, in der Bauchfalte und unter den Achseln gesammelt. Sie spürte, wie sich ein Tropfen löste und die Rippen hinabglitt.

Sie wischte sich über das Gesicht, entfernte mit ihrem Daumen die Schweißperlen von ihrer Oberlippe, das Haar drückte feucht gegen ihre Stirn. *Alte Erinnerungen*. Sie krochen in ihre Träume, wenn die Zeit für ihre Behandlung gekommen war. Sobald der Handabdruck Nifs an ihrem Rücken zu glühen begann. Es startete mit einem Kribbeln, wie Pilzgeflecht, das schwarz in ihrer Haut ankerte und sich von ihr nährte. Bhaaltazar hatte es zu unterbinden versucht. Seine alchemischen Verfahren gehörten lange Zeit zu Mirages täglicher Qual. Es dauerte, bis erste Methoden zu wirken versprochen. Aus Tagen der Erleichterung dehnten sich endlich Wochen und schließlich sogar Monate, in denen Mirage vergessen konnte, auf welcher schwarzmagische Weise sie in diese Welt getreten war.

Stumm hatte sich Mirage als Bhaaltazars Lehrling gefügt. Die anfängliche Ehrerbietung war nach und nach schwelendem Hass gewichen, durch dessen Treibsand sie sich bis heute grub. Niemand konnte verstehen, wie es sich anfühlte, jemanden zu verachten und gleichzeitig seine Anerkennung zu ersehnen. Die Hybridität dieser Gefühle brachte Mirage zeitweise an den Rand ihres Verstands.

Sie hatte gelernt. Getan, was Bhaaltazar verlangte. Jedes verdammte Buch studiert, jeden Handgriff automatisiert, seine Launen und zwischenmenschliche Kälte ausgestanden wie einen Schneesturm.

Dann war sie einfach fortgegangen. Nicht einmal die Prüfung vor der Advokatur der Magierakademie hatte sie abgelegt. Es war ihr nie um ein Stück Pergament gegangen, das ihr bestätigte, was sie schon längst wusste. Sie wollte unabhängig sein von diesem Mann.

Trotzdem lag sie wieder in seinem Bett, in seinem Haus. Die Schicksalsgöttin Epena, die Siedler wie Bhaaltazar aus dem Osten eingeschleppt hatten, fand sicherlich ein boshafes Vergnügen an diesem Umstand.

Mirages Blick glitt empor. Statt der Querbalken ihrer Kate spannte sich ein prächtiger Baldachin über ihr Haupt. Wie jeden Morgen musste sie sich an den Gedanken gewöhnen, dass sie sich in Bhaals Villa befand und nicht in der abgeschiedenen Einsamkeit des tradeadischen Vorlands. Ihr Herz klopfte, doch es war ein bekanntes Gefühl, das den Morgen begleitete. Die Nachtmahre ihrer Kindheit rahmten ihr Leben wie Efeu, der sich an seinen Baumwirt geklebt hatte.

Obwohl das Anwesen ihrem Vater gehörte, erschien ihr nichts davon heimisch – weder die sündhaft teure talanidische Seide unter ihrem Arsch noch die Goldstickereien des Baldachins, die eine Naturidylle vorgaukelten, noch der Duft der elephantinischen Öllampen. Der Duft nach Orangenöl war ihr so fremd wie die Länder, aus denen es stammte.

Missbilligend schürzte Mirage die Unterlippe und wälzte sich zum Rand des Himmelbetts. Das Haus ihres Vaters versprach vermeintliche Sicherheit. Eine reine Zweckgemeinschaft verband Vater und Tochter. Gemeinsam würden sie das Schwert suchen, finden und zurück in die Svonnheimer Grabhügel bringen. Hernach wollte Mirage in die Wälder zurückkehren. In ihr *richtiges* Zuhause, nicht diesen Luxus, in dem Bhaal sich hier eingerichtet hatte, fest überzeugt, er würde all das und mehr durch seine Kriegsleistungen verdienen. Er brüstete sich mit den Leichen der von ihm zerstörten Schiffe, die in Stücken an Land gespült wurden. Als wäre Töten eine Leistung. Im Gegensatz zu Mirage stimmte der Second Roi Bhaal offensichtlich zu, sonst hätte er ihn nicht zu seinem persönlichen Hofalchemisten ernannt.

Über die bunten Knüpfteppiche schritt Mirage zur Tür und öffnete sie. Ein Geländer aus dunklem Mahagoni, eingeführt von den Inseln, rankte sich an den Zimmern des ersten Stockwerks entlang. Darüber hinaus konnte man nicht nur den prächtigen, schmiedeeisernen Kronleuchter betrachten, den Bhaals greiser

Diener abends entzündete, sondern auch eine Vielzahl an Rosettenfenstern, die an der Dachkante erblühten. Die hindurchfallenden Strahlen malten helle Flecke ins Erdgeschoss. Man hätte die Ästhetik des Anwesens als Idylle bezeichnen können, herrschte hier nicht diese eigentümliche Stille. Nichts regte sich außer die Flammen ein paar trauriger Kerzenstummel, die an den gekrümmten Dochten verhungerten. Unnatürlich laut hallten Mirages Schritte durch die Vorhalle. Bhaal vertraute Heim und Privatsphäre wenigen Hilfskräften an, die sich durch Stillschweigen auszeichneten. Es wunderte Mirage, dass er das Ehepaar, das seinen Garten pflegte, weiterhin beschäftigte, nachdem sie Kinder bekommen hatten. Allerdings ließen sich die Kleinen auch kaum innerhalb der Mauern blicken. Bhaaltazar sprach Regeln aus. Üblicherweise hielt man sich daran.

Bhaals Golem wartete reglos vor der Tür des Arbeitszimmers und entsprach ebenso dem Bild der sittlichen, schweigenden Dienerschaft wie alle anderen Bewohner. Er erfüllte seine Aufgabe zur Perfektion, tat nur, was ihm befohlen wurde, und besaß sonst keinerlei Bedürfnisse – ein Ideal, dem jeder hier nachzustreben hatte.

Als Kind hatte Mirage den Lehmklumpen als Spielkumpan angesehen – bis sie bemerkt hatte, dass das Ding kein Eigenleben besaß, sondern allein Bhaals Befehlen gehorchte. Die Tatsache, dass sich ihr einziger Freund als Bhaals zweite Hand herausstellte, war Mirages erste große Kränkung gewesen. Viele weitere waren gefolgt.

Sie passierte den Lehmwächter, der in eine Art Ruhezustand übergegangen war, lehnte sich gegen die Tür und klopfte.

»Herein«, drang Bhaals Stimme durch das Holz.

Mirage drückte die Türklinke herab und trat ein.

Ihr Vater sah von seinem Schreibtisch auf und bemaß ihr Auftreten mit einem Stirnrunzeln.

Sie ignorierte es. »Hat dein Lehmtrödel nichts anderes zu tun, als vor deinem Arbeitszimmer Wache zu schieben?«

Bhaal schloss seinen Folianten und steckte die Schreibfeder zurück zu den anderen. »Es gab Zeiten, da hast du ihn wie einen Freund behandelt«, behauptete er und faltete die Hände.

»Du sagst immer, Kindern mangelt es an Intellekt. Ich gehörte wohl dazu.« Sie schlenderte heran. »Du wolltest mit Tarim Kontakt aufnehmen. Wochen verstreichen. Godvius ist vergangen. Kafrit erhebt sich hinter dem Horizont und senkt sich wieder. Worauf wartest du? Auf ein zweites Gemetzel wie in Panumaes Geheimnis, durch das Tarim sich zu erkennen gibt?«

Bedacht lehnte Bhaal sich zurück, als müsse er sich beherrschen. Er wusste, dass sie ihn zu reizen versuchte. Sie fühlte sich wie ein eingesperrtes Raubtier, dazu verdammt, zwischen luxuriösen Gitterstäben umherzutigern. Er folgte ihren Bewegungen, während sie rastlos ihre Runden drehte, seine Fingerspitzen tippeten aneinander, die zahlreichen Ringe funkelten im Kerzenlicht. »Geheimnisse behalten ihren Reiz bloß dann, wenn sie welche bleiben. Also gedulde dich. Ich stehe mit Tarims Mittelsmännern in Kontakt. Aber sich mit jemandem wie ihm zu verabreden, geht keineswegs von einem Tag auf den anderen. Wäre das möglich, hätte die Stadtgarde bereits sein Haupt auf einem Speiß präsentiert.«

Sie schürzte die Lippen. »Und den deinigen, könnten sie deine gesetzeswidrigen Geschäfte nachweisen.«

Er ließ ihre Aussage unkommentiert, schob jedoch die Unterlippe ein Stück vor.

Ihre Finger streiften im Vorbeigehen seine Schreibtischkante. »Und bis dahin?«

»Bis dahin«, sprach Bhaal gedehnt und kreuzte die Beine unterhalb seiner Robe, »halten wir uns bedeckt. Niemand muss wissen, dass wir an dem Artefakt Interesse zeigen. Du hast erlebt,

was den Lilien zugestoßen ist, als sie sich in Tarims Angelegenheiten gemischt haben.«

Wie sollte sie diesen Anblick vergessen? Dutzende Frauen, die, an Seilen an der Decke aufgeknüpft, anschließend von den Toten zurückkehrten, bibbernde Leichen, über deren aufgequollene Zungen Laute der Gier rollten ... Ein Tempel voller Wiedergänger hätte beinahe die Einheiten von drei Dutzend Gardisten ausgelöscht, wären die Alchemisten nicht zu Hilfe geeilt.

Sie verschränkte die Arme vor der Brust. »Je länger wir warten, desto größer die Wahrscheinlichkeit, dass sich ein Massaker wie in Panumaes geheimem Tempel wiederholt.«

Unbeeindruckt hob Bhaal die Schultern an. »Es ist nicht unsere Schuld, dass jemand das Artefakt ausgegraben hat.«

»Einst warst *du* dieser Jemand.«

Er winkte ab. »Ich habe meine Schuld beglichen und Nifs Rückgrat zur Ruhe gebettet. Obwohl es mich kaum betrifft, arbeite ich in meiner Großmut ein zweites Mal daran. Du brauchst mich nicht an meine Schuldigkeiten zu erinnern.« Er kniff die Lider zusammen und besah sie eindringlich. »Deine Existenz weist mich täglich darauf hin.«

Mirages Mundwinkel bogen sich herab. Sie würde sich eher an dem Baldachin an ihrem Bett erhängen, als ihn um die Alchemika zu bitten, welche die Schwärze zurückdrängten, die in dem Nifenmal an ihrem Rücken lauerte. »Zu gütig, dass du jeden Tag an mich denken musst. Ich liebe dich ebenfalls, Vater.« Noch nie hatte sie diese Worte im Ernst gesprochen. Sie hatte auch nicht vor, das jemals zu ändern.

Bhaal verdrehte die Augen. »Übe dich in Geduld. Was den Kontakt zu Tarim betrifft, bin ich an der Sache dran. Was den Rest angeht – es gibt schließlich auch noch die Garde.«

Mirage stieß ein nasales Geräusch aus. »Seit wann verlässt du dich auf die tradeadische Miliz?«

»Die Garde ist durchaus vernetzt«, entgegnete Bhaal. »Wenn Untote in Tradea auferstehen, werden sie davon erfahren. Und erfahren sie davon, erfahren durch unsere neuen Kontakte auch wir davon.« Sein Mundwinkel zuckte, als er die Ungeduld bemerkte, die sich durch ihre Mimik kämpfte. Mit einem lässigen Wink seiner juwelenbesetzten Finger wies er sie an, sein Schreibzimmer zu verlassen.

»Nimm mit Sergent Zejn Kontakt auf, statt mir meine Zeit zu stehlen und mir die Haare vom Kopf zu fressen« – hauptsächlich deswegen unterhaltsam, weil Bhaal sein Haupt zu einer Glatze geschoren trug. »Möglicherweise vermagst du dich mit deinem Liebreiz, deiner Vergnüglichkeit und deinem Wissen über das männliche Naturell bei ihm einzuschmeicheln. Finde heraus, woran die Garde arbeitet.«

3

Mirages Schritte hallten im Laubengang wider, durch dessen gerundete Öffnungen Licht gegen die Kasernenwände fiel. Aus dem Innenhof drangen Kampfgeräusche. Clamorsjünger in farblosen Uniformen wurden von einem Sergent samt Bewaffnung durch einen Parcours gejagt. Gardisten lehnten im Schatten der Säulen, beobachteten die Bemühungen der Untersten in der Nahrungskette amüsiert und bedachten sie mit gehässigen Kommentaren. Sie waren genauso behandelt worden, und aus ihnen war etwas geworden. Wieso etwas ändern?

Ein Gardist rümpfte die Nase, als er Mirage innerhalb der Kasernenmauern erblickte. »Das ist eine Garnison!«, rief er erbost. »Frauen können hier nicht einfach reinplatzen!«

Gelangweilt verzog Mirage das Gesicht und ließ sich nicht davon abhalten, heranzuschlendern. Vor der Männergruppe, die sich vor der Waffenkammer versammelt hatte, blieb sie stehen. »Wer sagt denn, dass es einfach war?«, entgegnete sie. »Ich suche Sergeant Zejn. Wo finde ich ihn?«

Während sich das Gardistengemüse an einer Entgegnung verschluckte, lehnte sich der Waffenmeister an das Guckfenster heran, das zwischen die Gitterstäbe montiert war. »Sergeant Zejn ist im Auftrag des Lieutenants außer Haus«, gab er Auskunft.

Mirage hob die Augenbraue. »Wann kehrt er zurück?«

Der Ältere zuckte mit den Schultern. »Keine Ahnung. Da müssen Sie den Lieutenant fragen.«

Sie verschränkte die Arme vor der Brust und stellte die Stiefelspitze hoch. Mit dem Absatz bohrte sie zwischen die Steinfliesen, Kiesel kratzten unangenehm über den Grund. Sie hasste es, anderen jede Silbe aus der Nase ziehen zu müssen. Im Falle des Waffenmeisters blockierte sein dichter Schnauzbart den Informationsfluss. »Und wo finde ich den?«, schnaufte sie.

Die Gardisten wechselten Blicke. Einer bleckte die Zähne zu einem Grinsen und lehnte sich heran. »Den neuen Sergeant wollen Sie also treffen, soso. Von welcher *Maitresse* sollen wir dem Monsieur denn sehnsüchtige Grüße ausrichten?«

Sie presste den Mund zusammen. *Maitresse* bedeutete Herrin oder Geliebte – in einschlägigen Bordellkreisen sogar beides.

Der Soldat schürzte die Lippen. »Der Herr hat wohl Ärger an der Backe?«

Mirage hob das Kinn ein Stück an. »Frauen wie ich bringen prinzipiell Ärger.« Damit marschierte sie zwischen den Gardisten hindurch in die Richtung, in der sie das Amtszimmer des Lieutenants vermutete.

Lieutenant Rohoy schreckte aus einer unschicklichen Pose empor. Dies lag einerseits an dem Umstand, dass er keine Hose trug, andererseits auch daran, dass eine ältere Heilmagierin eine Bisswunde an seinem Oberschenkel inspizierte.

Als er Mirage erblickte, errötete er. »Was fällt Ihnen ein?«, rief er aus und riss die Beinkleidung an sich. *Süß*. Er war genauso verklemmt wie Sergent Zejn.

Mirage wandte sich ab, um dem prüden Tor die Möglichkeit zu geben, sich anzukleiden. »Ich habe geklopft.«

»Sie können nicht einfach hereinplatzen!«

Der Lieutenant schwang die Füße von der Bank, was der Heilerin einen Protestlaut entlockte. Aus dem Augenwinkel bemerkte Mirage, dass seine Beine kräftig und schlank waren und gut zu ihm passten. Schade, dass seine Schreibstube keine bessere Beleuchtung erlaubte. Männer wie er sollten dort draußen im Kreis hüpfen, nicht die Knaben, die über ihren eigenen Speer stolperen.

Eilig strampelte er sich in die Hose. »Hat Sie niemand aufgehalten?«

»Der Versuch war ehrenwert, aber keineswegs erfolgreich. Ich suche Sergent Zejn. Man teilte mir mit, er wäre auf Ihr Wort hin unterwegs.«

Der junge Lieutenant tastete sich an den Tisch heran. »Es handelt sich hierbei um eine vertrauliche Information!« Eine helle Narbe verzerrte seine Augenbraue, und ein Veilchen zierte sein Auge, das von einer jüngeren Auseinandersetzung zeugte.

»Wo kann ich ihn finden?«, bohrte Mirage nach.

Die Heilerin raschelte mit den Wundverbänden, die vor getrocknetem Blut starren. Der Lieutenant stützte sich am Tischrand ab und ließ den daran lehrenden Gehstock unangetastet. Seine abrupte Bewegung brachte die Kerzenflammen zum Zittern. »Ich kann, will und werde Ihnen keine Details zu Sergent

Zeins Aufenthaltsort geben«, stellte er klar. »Sie müssen sich bis zu seiner Rückkehr gedulden.«

Ihre Stirn schlug Falten. Allzu gern hätte sie ihn daran erinnert, wem er sein Leben zu verdanken hatte. Gelegentlich musste man taktisch vorgehen. Mirage hasste es. »Die wann stattfinden wird?«

Seine Antwort bestand aus einem Kopfschütteln. »Kann ich sonst etwas für Sie tun, Madame DeBois?«

Sie ließ ihr Schweigen für sich spielen. Die Zeit, in der sie die Entgegnung zurückhielt, brachte ihn dazu, nervös zu zwinkern, so sehr er sich auch bemühte, ernst und gelassen zu wirken. Sie wartete, dass der junge Mann unter ihrem Starren nachgab und einknickte wie ein spröder Zweig.

Er schluckte, sein Adamsapfel zuckte; es war im Kerzenlicht deutlich zu sehen. »Hält er sich in der Stadt auf?«, hakte sie nach. »Folgt er einer Spur? Besitzt er neue Informationen über den Aufenthalt des Artefakts?«

Rohoy brachte eine Mischung aus Kopfschütteln und Nicken zustande. Sein Kinn zog einen diagonalen Bogen. »Bitte nehmen Sie Abstand von weiteren Fragen zu Nifs Rückgrat. Ich werde dem Sergent ausrichten, dass Sie nach ihm gesucht haben. Er wird sich bei Ihnen melden ...« Der Satz lief aus, ohne ein richtiges Ende zu finden. ... *falls er es für wichtig befindet.*

Mirage ließ noch einige Augenblicke verstreichen, dann wandte sie sich ab. Ihre Finger verkrampften sich, die Metallprothesen an kleinem und Ringfinger bohrten sich in ihren Handballen. »Travis grüßt, Lieutenant. Gewiss sehen wir uns wieder. Wenn Sie das Artefakt nicht rasch finden, wird es eher früher als später dazu kommen – in einer Schlacht, möglicherweise.« Ohne seine Antwort abzuwarten, verließ sie die düstere Schreibstube und schlug die Tür hinter sich zu.

Vor der Waffenkammer hatte sich der Trupp zerstreut, bloß der Rüstungswart lehnte am Gitterfenster. Tätowierungen rahmten

seine Schläfen, die davon zeugten, dass er auch zur See gedient hatte, doch seine Wangen besaßen sympathische, bartbeschattete Grübchen. Er nickte ihr zu. Zunächst wollte sie einfach vorübermarschieren, dann überlegte sie es sich anders, trat zum Sichtfenster und imitierte seine Haltung, indem sie sich ebenfalls heranlehnte. Ihre Hand tippte gegen die zweite. »Sergent Zejn ... ich meine, *Erik* ... er besitzt hier doch eine Unterkunft wie alle Gardisten?«

Der Waffenmeister schürzte verwundert die Lippen. »Warum fragen Sie, Madame?«

Sie senkte das Kinn, die Locken fielen ihr ins Gesicht. Ihr Mund brachte ein Schelmenlächeln zustande. »Mh«, raunte sie, »ich möchte ihn überraschen.« Sie ließ ihr Lächeln für sich sprechen. Tradea kitzelte eine andere Seite in ihr wach. Eine falsche, berechnende, schauspielende Seite. Charakterzüge, die Mirage wenig an sich mochte. Es war die verdammte Großstadt und ihre verdammten Bewohner, die sie dazu trieben.

Der Waffenmeister lachte, dann drückte er sich an den feisten Unterarmen hoch. »Ich würde Ihnen gern weiterhelfen, Madame – und Gäga weiß, ich gönne diesem gewissenhaften Mann jegliche Zerstreung –, aber Sergent Zejn ist nicht in der Kaserne untergebracht. Lieutenant Rohoy hat ihm eine Sondergenehmigung erteilt, in einer Privatunterkunft unterzukommen. Ein Maul weniger, das es zu stopfen gilt.«

Mirage lehnte sich mit der Stirn gegen das Gitter. Ihre Finger schlangen sich um die Eisenstäbe, und als sie auf und ab glitten, verursachten die Prothesen ein helles Geräusch, als schleife sie ein Messer. »Mh, das ist mir genauso recht. Welcher Mann wird nicht gern von der Frau seiner Träume überrascht?«

ZEJN

4

Zejn konnte sich nicht daran erinnern, wann er das letzte Mal Zivil getragen hatte. Die fehlende Schwere des Kettenhemds erschien ihm ebenso ungewohnt wie sein waffenloser Gürtel. Beunruhigt zupfte er an der Spange, die seinen Mantel zusammenhielt. Er hatte das Kleidungsstück aus dem hintersten Winkel der Garnison gekramt, zerfleddert und vermodert, Mottenlöcher spickten den Stoff an den Schultern. Genau richtig für einen Ort wie diesen.

Einige Zeit war verstrichen, seit er das letzte Mal einen Fuß in die Ruelle de Raisins gesetzt hatte. Damals hatte er noch den Rang als Lieutenant-Stellvertreter innegehabt und unter Hauptfrau Uriarte gedient. Im Zwielight des Armenviertels, voll von räudigen Katzen, Hübschlerinnen und flinken Fingern, die sich allzu gern in fremde Taschen verirrten, lag nämlich ein von der Garde überwachtes Glyphenversteck.

Die Geheimfächer, über welche die Diebesgilde ihre Aufträge verteilte, durchzogen die gesamte Stadt ober- wie unterirdisch. Das zwielichtige Kommunikationsnetz der Unterwelt hatte Zejn und seiner Vorgesetzten die Möglichkeit verschafft, Kontakt zu einem Spion zu halten, den sie in die Diebesgilde geschmuggelt hatten. Selbiger spielte ihnen jahrelang über das Glyphenversteck Informationen über den Schwarzmarkt der Hafenstadt zu.

Bis zum Tag seiner Degradierung war es Zejn gewesen, der über das Glyphennetz mit Oddrafn Nachrichten austauschte. Dann kam der Tag seines Sturzes: Der Tribun, höchster Rangträ-

ger des tradeadischen Militärs, dezimierte mit der Abwerbung von Zejns Verlobten auch dessen Rang und verwies ihn als simplen Sergent der Hauptstadt.

Zejn wusste nicht, ob oder wie Uriarte danach mit dem Spion in Kontakt blieb. Befand sich Oddrafn nach wie vor auf der Seite des Rechts? Oder hatte er der Garde den Rücken gekehrt? Das Glyphenversteck schien Zejns einziger Hoffnungsfunken, seinen Untermann zu treffen. Oddrafn wusste als Einziger, wo die Diebesgilde das gestohlene Artefakt versteckt hielt. Zejn betete zur Schicksalsgöttin Epena, der Riesenspinne, dass der Spion nach wie vor seine Loyalitäten kannte; denn was das Schwert *Nifs Rückgrat* in den falschen Händen anzurichten vermochte, hatte er bereits erlebt. Tradea konnte sich keinen Totenaufstand leisten.

Das Elendsviertel trug die unveränderte Visage wie bei Zejns letztem Besuch. Die Ruelle de Raisins verhüllte sich im Zwielflicht, das die bröckelnden Fassaden verschleierte. Wie eine regenschwere Wolke hing der Pechgestank von den Docks zwischen den Ruinen. Auf der Straße war kaum jemand anzutreffen. Das Flüstern des Kanals, das hinter den Häusern aufstieg, verwob sich mit dem der Armen, die sich an diesem elenden Ort zur Ruhe begaben. Zejn, der sich als einer von ihnen maskierte, wich einer Gardepatrouille aus. Wer hier nachts unterwegs war, nahm vor den blau-weißen Farben des Königshauses Reißaus.

Er zog die Kapuze tiefer in die Stirn und eilte voran, bis hinter der Gassenbiegung eine bekannte Gebäudefassade auftauchte. Die für Tradea ungewöhnliche, weil blau gestrichene Tür stach zwischen den restlichen heruntergekommenen Behausungen hervor. Blaue Farbe konnten sich bloß die Reichsten leisten, da sie schwierig herzustellen war. Die Königsfamilie L'Or, die das Gold in ihrem Namen trug, brüstete sich damit, indem sie ihre Banner und die gesamte Garde damit ausstattete.

Rasch versicherte sich Zejn, dass ihm niemand folgte. Er trat

zum Tor. Den Türklopfer bildete eine Meerjungfrau aus Messing, deren Fischschwanz Zejn abrupt gegen das Holz schlug. Als keine Regung ertönte, klopfte er ein zweites Mal.

Endlich lockte der Laut Schritte an. Der Verschlussbalken schabte über die Türinnenseite. Sie öffnete sich einen Spalt. Hinein spähte ein Auge von der Farbe einer Wegwarten-Blüte. »Was wollen Sie?«, erkundigte sich eine Frau. »Es ist spät.«

»Madame Oscar?« Verunsichert zog Zejn die Augenbrauen zusammen. Jahre waren ins Land gezogen, als er das letzte Mal an diese Tür geklopft hatte. Dennoch wusste er das Auge nicht der korpulenten Dame zuzuordnen, die früher hier gewohnt hatte.

»Madame Oscar lebt hier nicht mehr«, bestätigte die Frau und wollte die Tür schließen.

»Warten Sie!« Zejn stemmte sich dagegen. »Ich hatte eine Abmachung mit der Madame! Möglicherweise haben Sie ebenfalls Interesse!«

»Ich empfangen keine privaten Besuche!«

Verwunderung krauste die Stirn. »Es mag seltsam klingen, aber ...« Der Türspalt verengte sich, einzig der goldene Lichtschein einer Kerze blinzelte hervor. »... ich müsste einen Augenblick in den Kanal hinter Ihrem Haus steigen.« Mit der freien Hand schnappte er eine Münze aus dem Mantelfutter und reckte sie zwischen Tür und Angel. Das Türblatt zwickte das Goldstück ein und sprang dadurch erneut auf.

»Ich weiß Sie für die Umstände zu entlohnen!«, beeilte er sich anzuhängen.

Fingerspitzen tasteten hervor und griffen nach dem Dragoner. Lieutenant Uriarte band ihre Informanten mit Silber und verschloss ihre Münder mit Gold.

»Mh«, presste die Frau hervor. »So einer sind Sie also.« Die Münze verschwand im Haus, das Tor klappte zu.

Zejn stand vor versperrter Tür und glaubte schon, das würde

so bleiben, als es drinnen rumorte. Es klickte und knackte, dann löste sich der Türflügel erneut und schwang auf. Die Bewohnerin kam zum Vorschein, umspült vom Licht eines Kerzenleuchters. Sie zog ein Häkeltuch auf ihren Schultern zurecht, die Handgelenke so schmal wie die eines Kinds. »Entre«, forderte sie mit einem Nicken auf, sodass ihre beiden geflochtenen, weißblonden Zöpfe wippten. Die Frau – und das war sie, trotz ihres mädchenhaften Äußeren – ging voraus. Der Duft von Liberiumglöckchen stieg Zejn in die Nase. »Wagen Sie keine Dummheiten!«, warnte sie.

Zejn fügte sich. Seine Schritte knarrten. Der modrige Geruch seiner Erinnerung, der daher stammte, dass Häuser und Hütten nach und nach zwischen den Kanälen versanken, war dem vom Frischholz gewichen. Warum lebte diese Frau im Kessel der Armen, wenn sie es sich leisten konnte, ihr Heim zu erhalten?

Der Grund dafür offenbarte sich, als die Fremde ihn ins hinterste Zimmer einließ. Auf der Truhe neben ihrem Bett warteten rot gefärbte Stiefel darauf, zur Arbeit ausgeführt zu werden. Die neue Hausbewohnerin war ein Mirabelle-Mädchen, eine Hübschlerin eines in der Stadt verrufenen Bordells.

Obwohl das La Mirabelle am Hafen lag, besuchten es nicht Seeleute für erotische Ausschweifungen – dazu waren seine Dienste zu hochpreisig. Unter den Ärmsten der Armen galt es als Ehre, vom La Mirabelle als Hübschlerin auserwählt zu werden, brüstete es sich doch damit, die schönsten Frauen der Stadt zu beschäftigen. Ein Blick hin zum Mirabelle-Mädchen bestätigte Zejn diesen Ruf.

Die Hübschlerin drückte die Fensterläden nach außen. Fischgeruch wehte ins Zimmer. Das Glucksen des darunter befindlichen Kanals wurde lauter.

Zejn strich sich durchs Haar und wartete darauf, dass sie den Raum verließ, wie es Madame Oscar stets getan hatte. Doch die Frau mit dem nahezu weißen Haar blieb stehen. Sie zog den Dra-

goner aus dem Mieder, drehte ihn zwischen den Fingerspitzen und betrachtete ihn ausgiebig. Ihr Gesicht wirkte eigentümlich unberührt. Mit einem Ruck hob sie den Blick und starrte ihn unangenehm an. Sie hatte nicht vor zu gehen.

Zejn schluckte. Unsicher löste er die Fibel, die seinen Mantel zusammenhielt, faltete ihn sorgfältig und legte ihn auf einem Schemel neben dem Bett ab. Schweigend schlüpfte er aus den Stiefeln. Er zögerte, als er den Hemdsaum ergriff. So rasch wie möglich zog er die Tunika über den Kopf. Einzig ein Lederband mit einer Nachrichtenkapsel baumelte noch vor seiner nackten Brust.

Die Frau starrte ihn an. Er spürte, wie ihm die Hitze in die Ohren kroch, und erinnerte sich an die unangenehme Zusammenkunft mit Mirage DeBois in der Untertherme, die in einer ganz und gar unbedeckten Prügelei geendet hatte. Er hatte sich noch nie mit einer Frau geschlagen, geschweige denn nackt. Höchstens von seiner Hauptfrau hatte er eine abbekommen. Sich im Schwertkampf gegen die Wölfin von Phalanx behaupten zu wollen, war stets ein fruchtloses Unterfangen gewesen. Bloß ein Hinterhalt oder das Alter würde diese Frau niederstrecken, da war sich Zejn gewiss.

Seit Fantine ihn verlassen hatte, verschwendete er keinen Gedanken an Frauen und daran, was sie über ihn dachten. Ja, er schätzte es sogar, sich als Gardist ohne Gefühle zu sehen, dessen Pflichten einzig dem Königshaus galten. Es fühlte sich falsch an, sich vor diesen Frauen eine körperliche Blöße zu geben.

Zejn kratzte sich an der Schläfe und spürte, wie seine Ohren glühten. Es war Frühwinter, er konnte es sich nicht leisten, mit nassem Beinkleid durch die Hafenstadt zu laufen; er würde sich dabei den Tod holen. Diese Frau war ein Mirabelle-Mädchen. Sie musste Hunderte Männer nackt gesehen haben, mit Sicherheit besaß sein Körper, ob bekleidet oder nicht, für sie keinerlei Bewandtnis.

Logik schlug Scham. Hastig zog er die Hose hinab und eilte zum Fenster. Die Frau reckte den Kerzenleuchter und wies ihm den Weg. Als er den Kopf in die Frischluft streckte, entdeckte er die altbekannte Leiter, die an der Mauer hinab in den Kanal führte. Den Göttern war Dank – manches blieb gleich. Die Armen blieben arm und fanden Möglichkeiten für einen Zuverdienst – selbst wenn es verkleidete Gardisten waren, die für einen Dragoner in den winterlichen Kanal hinter ihrem Haus stiegen. Diesmal kannte er kein Zaudern, schwang sich über die Fensterbank und stieg hinab.

Als er auf das Kanalwasser traf, zog sich seine Haut zusammen. Die Eiseskälte betäubte ihm die Beine. Er beeilte sich, die letzten Sprossen zu überwinden. Schwankende Algen kitzelten an seinen Fußsohlen. Als er bis zur Brust ins Wasser tauchte, stieß er ein Keuchen aus. Die Winterluft flirrte durch seinen Hals und seine Nase, seinem Mund entflohen Dunstwölkchen.

Bemüht, keinen Lärm zu verursachen, setzte er sich in Bewegung. Der brackige Geruch umnebelte seine Sinne. Schwimmszüge trugen ihn durch den Fluss, an dem sich fensterlose Gebäuderücken reihten. Müll trieb vorüber. Etwas streifte sein Bein und hetzte ihn zur Eile.

Zejn befummelte die Mauersteine auf der gegenüberliegenden Kanalseite. Seine Hände tauchten ins Wasser, fuhren durch den Schlick und die Algen, welche die Wand überzogen. Endlich ertastete Zejn den Grund seines Aufbruchs – ein Mauerloch unterhalb der Wasseroberfläche. Die meisten Bezirke Tradeas standen auf unstemem Grund und versanken mit der Zeit zwischen den Kanälen – in den Armenvierteln, die in einer Mulde lagerten, rascher als in anderen. Sobald das Wasser die Bodendielen benetzte, stockten die Bewohner das Gebäude mit den Mitteln auf, die ihnen zur Verfügung standen. Das hatte zur Folge, dass sich die verlassensten Ebenen nach und nach mit Meerwasser füllten und zum Teil des Fundaments wurden.

Zejn holte Luft und tauchte ab.

Die Lider zusammengepresst, tastete er sich voran. Seine Hände glitten über halbkreisförmig angeordnete Mauersteine – ein Torbogen, den das Meer mit der Zeit verschlungen hatte. Sein Herz pochte. Die Kälte schnitt ins Gesicht. Seine Lunge zwickte, als der Drang, Atem zu holen, überhandnahm. Sein Haupt streifte die Decke. Seine Finger fuhren durch Schlamm. Luft entwich ihm als Schwall, und seine Brust krampfte. Endlich fand das Tunnelgewölbe ein Ende. Der Auftrieb drückte ihn empor, er brach durch die Wasseroberfläche und holte Atem.

Finsternis erwartete ihn. Augenblick! Zejn blinzelte und bemerkte eine schummrige Lichtquelle, die ihn aus der Entfernung anlockte.

Als über ihm die Decke knarrte, zuckte sein Blick hinauf. Schritte ertönten. Die Bewohner dieses Hauses ahnten nichts von dem Glyphenversteck, das sich unter ihren Füßen verbarg.

Lautlos glitt Zejn durchs Wasser, hin zu dem leuchtenden Zeichen – der Glyphe –, die das Geheimfach markierte. Er tastete nach der Nachrichtenkapsel an seiner Brust, zog sich das Lederband vom Hals und stopfte beides in die Nische.

Einen Moment lang trieb er dahin und blinzelte. Seine Augen brannten vom Salz. Er konnte nur hoffen, dass sein einstiger Spion nach wie vor auf diesem Glyphenpfad patrouillierte.

Ein lautloses Gebet zu Clamor entfloh seinen Lippen – Clamor, der göttliche Schutzpatron der Garde. Dann zwang er sich zur Eile. Er merkte, wie seine Bewegungen plumper wurden, wie die Kälte seine Glieder vereinnahmte.

Mit ausholenden Armbewegungen gelangte er zurück zum unterirdischen Tor, holte Luft und tauchte ab. Als er prustend auf der anderen Seite auftauchte, nahmen Bisamratten vor ihm Reißaus. Als struppige Schatten mit haarlosen Schwänzen schlängelten sie sich über die Wasseroberfläche davon. Seine Bewegungen

versteiften, aus seinen Fingern und Zehen wich jegliches Gefühl. Wiederholt rutschte er von den Leitersprossen, bis er am Fenster angelangte. Dort erwartete ihn das ausdruckslose Gesicht des Mirabelle-Mädchens.

»Ich werde wiederkommen müssen«, sagte er, während er über die Fensterbank stieg – bedacht, ihr den Rücken zuzukehren.

»Gold öffnet zahlreiche Türen«, entgegnete sie kühl.

5

Der Schlüssel stieß im Schloss gegen Widerstand, was bedeutete, dass Barthell bereits heimgekehrt sein musste. *Heimgekehrt*. Was für ein eigenartiges Wort für jemanden, der gar nicht hierhergehörte. Zejns Linke wühlte durch seinen feuchten Bart, der in der Kälte einige Eiskristalle angesetzt hatte. Mit der Rechten drückte er die Haustür auf. Das Knistern einer Feuerstelle empfing ihn. Er klopfte sich gerade den Mantel ab, als er im Augenwinkel jemanden bemerkte. Entweder hatte Barthell Gewicht verloren, oder es war jemand anders, der seine Stiefel dreist auf seinem Esstisch aufbahrte.

»Wie sind Sie hier reingekommen?«, platzte es aus Zejn heraus.

Mirage DeBois lächelte gelassen. »Ihre Vermieterin war so freundlich.«

Sein Mund verkrampfte sich zeitgleich mit seinen Händen. Er musste ein ernstes Wort mit Madame Oreille wechseln.

»Nehmen Sie es der Madame nicht übel«, fügte sie an. »Ich habe mein Alchemistensiegel hergezeigt, das macht bei Unwissenden schon mal Eindruck.«

Zejn fletschte die Zähne. »Nehmen Sie die Füße von meinem Tisch!«

Die vermuteten Widerworte blieben aus. Stattdessen packte sie die Armlehnen und zog die Beine an.

Gereizt nickte er zum Herdfeuer. »Waren Sie das?«

»Ihre Madame.«

»Erwartet mich eine Explosion? Oder sonst eine ungewollte Überraschung innerhalb meiner eigenen vier Wände?«

»Ich hebe mir die Explosiva für die Untoten auf, Sergeant.« Sie stützte den Ellbogen auf dem Tisch ab, lehnte die Wange an die Hand. »Wegen denen ich übrigens hier bin. Den Untoten, nicht der Explosiva. Ihr hübscher Lieutenant hat mir bedauernswertere die Auskunft verweigert, was Ihren Fortschritt bei der Artefaktsuche anbelangt.«

Er rümpfte die Nase. »Und wie kommen Sie darauf, ich würde Ihnen mehr verraten?«

Sie tippte über die Tischfläche. *Tipp-tipp-tipp-tick-tick*, machten die Fingerspitzen. »Wir stehen doch auf derselben Seite, Sergeant. Zumindest zeitweilig.«

Er blinzelte, sein Blick betastete die Umgebung. Falls sie etwas verändert oder verstellt hatte, dann so, dass er es nicht bemerkte. Was er ihr durchaus zutraute.

»Im Geiste unserer Zusammenarbeit verraten Sie mir dann gewiss ein Geheimnis. Warum haben Sie Ihrem Vater den tot geborenen Säugling verschwiegen, der anschließend wieder von den Toten zurückgekehrt ist?«

Ihre Hand erstarrte wie eine zum Angriff erhobene Tarantel. Die Silberspitze zuckte.

»Ich fürchte«, raunte sie und fuhr sich über die Narben in ihrem Gesicht, »für derlei triste Familiengeschichten sind wir uns zu fremd.« Eines ihrer Knie rutschte über das andere.

Zejn packte einen zweiten Stuhl, zog ihn zurück und ließ sich

mit gebotener Vorsicht nieder. »Sie sollten nicht bei Fremden einbrechen. Genau solche Aktivitäten bringen Sie in Schwierigkeiten.«

»Und tote Kinder zu stehlen«, erwiderte sie. Ihr Ton triefte vor Sarkasmus, und ihr Mund zog einen säuerlichen Bogen. »Ich weiß.« Zeit verstrich. »Eine Frage für eine Frage; eine Antwort für eine Antwort«, schlug sie vor. »Sie verraten mir, was Sie bisher erfahren haben, und ich beantworte Ihre Frage.«

Zejn lehnte sich gegen den Tisch. Sie boten beide ein Schauspiel vermeintlicher Gelassenheit, das war ihm bewusst. Ihr Fuß schaukelte. Seine Dolchscheide hatte sich an der Stuhllehne verkantet, wiegte sie in falscher Sicherheit. Ohne den Blick abzuwenden, sammelte er seine Möglichkeiten. Das Messer auf dem Küchentisch hatte er zuvor entdeckt, doch danach zu greifen, würde ihn Zeit kosten. Unter dem Esstisch war eine Lade eingearbeitet, in der er ebenfalls Messer und eine zweizinkige Gabel aufbewahrt.

Er rieb sich mit Zeigefinger und Daumen über das Kinn; überlegte, welcher Teil seiner Ermittlungen harmlos genug war, dass er ihn offenbaren konnte, und gleichzeitig spannend genug, damit sie sich zufriedengab. »Sie beginnen.«

Ihre Augen schlossen sich wie bei einer Katze, die sich vor dem Herdfeuer entspannte. »Der Myling ist ein Kind wie ich«, sagte sie, als wäre das eine Erklärung.

»Das heißt?«

Sie öffnete ein Lid. »Er ist ein tot geborenes Kind, das durch die Anwesenheit des Artefakts wieder ins Leben zurückgeholt wurde. Auf seine Art ist er ein Wiederkehrer. Aber er ist anders als jene, die sich an dem Fleisch der Lebenden laben. Wir wachsen. Wir gedeihen. Wir altern. Wir ... denken.«

Als sie nicht weitersprach, nickte er auffordernd. »Ich lausche.«

»All das ändert nichts an der Tatsache, dass dieses Kind ein Risiko für sich selbst und alle Menschen in seiner Umgebung dar-

stellt; genau, wie ich es war und bin.« Als er nichts entgegnete, schmunzelte sie. »Ausnahmsweise widersprechen Sie mir nicht, Sergent?«

»Mir fallen beim besten Willen keine Gegenargumente ein, Sie als wandelndes Risiko zu bezeichnen«, brummte er und stützte die Wange in seine Hand.

»Ich bin dran«, sprach sie weiter. »Hat Nifs Rückgrat eine Spur hinterlassen? Sind seit unserer Schlacht in Panumaes geheimem Tempel Wiedergänger in Tradea aufgetaucht?«

Er stieß die Luft aus. »Es gab einen Zwischenfall im Handelsviertel, südlich der Voie Commerciale«, verriet er. »Wir wissen allerdings nicht, ob es sich um einen entlaufenen Wiedergänger aus dem Panumae-Tempel handelt. Er könnte vor dem Angriff geflohen oder über den zerstörten Tempel durch die Kanäle entkommen sein.«

»Suchen Sie hier im Viertel?«

»Mit Verlaub, nun bin ich an der Reihe, Madame.«

Sie verdrehte die Augen. »Bieten Sie einer Dame zumindest eine Erfrischung an?«

Zejn zögerte, dann erhob er sich. Er streifte den Mantel ab, warf ihn auf den Küchentisch und achtete darauf, nicht das Messer zu verdecken. Hatte sie es möglicherweise absichtlich dort platziert? Anschließend trat er zum Schrank, den Madame Oreille bestückt hatte. Er zog einen Krug hervor, fasste mit der anderen Hand nach zwei Tonbechern und kehrte zurück.

Den einen schob er ihr hin und schenkte ihr ein. Als er zum eigenen Becher griff, zögerte er.

Sie nahm seine Vorsicht mit einem Lächeln zur Kenntnis. Dann wurde sie schlagartig ernst. »Fragen Sie, sonst kann ich nicht antworten.«

Er schluckte. »Die wiederauferstandenen Säuglinge, Sie nennen sie Mylinge. Woher kennen Sie diesen Begriff?«

Sie trank einen Schluck. »Es gibt eine Fabel, wie das Schwert erschaffen wurde. Nifs Rückgrat, meine ich. «

»Erzählen Sie sie mir.«

»War das eine Frage?«

»Eine Bitte vielmehr.«

Sie lehnte sich zurück. »Raten Sie, Sergent – wie beginnt die Geschichte eines Schwerts?«

Fragend sah er sie an.

»Mit einem Krieg natürlich.« Sie beugte sich vor und verknotete die Finger. Dann begann sie zu erzählen.